

Zeitschrift:	Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber:	Schweizerischer Lehrerverein
Band:	98 (1953)
Heft:	35
Anhang:	Das Jugendbuch : Mitteilungen über Jugend- und Volksschriften : herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, August 1953, Nummer 4
Autor:	Haab, Jakob / M.B. / F.W.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS JUGENDBUCH

MITTEILUNGEN ÜBER JUGEND- UND VOLKSSCHRIFTEN

Herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins · Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

AUGUST 1953

19. JAHRGANG NUMMER 4

Jugendbuchpreis 1953

Im Juni dieses Jahres haben die Vorstände des SLV und des Schweizerischen Lehrerinnenvereins auf einstimmigen Antrag der Jugendschriftenkommission ebenso einhellig beschlossen, den Jugendbuchpreis 1953 dem Schriftsteller Max Voegeli für sein im Herbst 1952 bei Sauerländer in Aarau erschienenes Buch «Die wunderbare Lampe» zuzusprechen.

Der am 2. Mai 1921 geborene Max Voegeli lebt heute als freier Schriftsteller in Oberentfelden, in seinem Heimatkanton Aargau. Seine ursprüngliche Absicht, Graphiker zu werden, musste der aus sehr einfachen Verhältnissen stammende Dichter aus Gesundheitsgründen aufgeben. Der Versuch, als Gelegenheitsarbeiter sein Brot zu verdienen, scheiterte ebenfalls an seiner wenig robusten Konstitution. Darauf begann er, der schon immer hatte Schriftsteller werden wollen und bereits mit zehn Jahren die ersten Gedichte und Prosastücke verbrochen hatte, sich ernsthaft schriftstellerisch zu betätigen. Er las viel, schrieb kurze Feuilletons, deren beste dank der Förderung des jungen Dichters durch E. Korrodi in der «Neuen Zürcher Zeitung» veröffentlicht wurden. Hermann Hesse gab wertvolle Hinweise, und Werner Zemp in Zürich nahm Voegli als seinen persönlichen Schüler an. Damals begann er seinen ersten Roman zu schreiben. Als Lektor im Verlagshaus Sauerländer gewann Voegeli einen Einblick ins schweizerische Jugendbuchschaffen und machte sich selber daran, ein Jugendbuch zu schreiben. Es entstanden: «Die abenteuerlichen Geschichten des Robin Hood», erschienen 1947 bei Sauerländer. Später folgte: «Borneo Tim» und schliesslich 1952 das prämierte Buch: «Die wunderbare Lampe». Gegenwärtig arbeitet der Schriftsteller an der Fertigstellung eines Romans. Max Voegeli ist der Gatte der bekannten Jugendschriftstellerin Irene Häusermann.

«Die wunderbare Lampe» ist das dritte Werk des Dichters. Schon die zwei früheren Bücher «Die Abenteuer des Robin Hood» und «Borneo Tim» liessen aufhorchen und eine ungewöhnliche Begabung ahnen. Voegeli hat diejenigen, die schon damals grosse Hoffnungen auf den im schweizerischen Jugendbuchschaffen neuen Namen setzten, nicht enttäuscht. Mit «der wunderbaren Lampe» hat er der Schweizerjugend und dem Schweizervolk ein Werk geschenkt, dessen Qualitäten ihn mit einem male in die Reihen der anerkannten Jugendschriftsteller unseres Landes und des deutschen Sprachgebietes aufrücken lassen. Tagespresse und Publikum nahmen das Buch begeistert auf, die pädagogischen Fachzeitungen (Lehrerzeitung, Basler-, Berner- und Aargauer Schulblatt) widmeten ihm ausgezeichnete Bezeichnungen.

Wie in «Robin Hood» bezieht der Dichter den Stoff zu seiner Erzählung aus der Welt der Sage und des Märchens, und zwar führt er uns diemal ins Reich des Kalifen Harun al Raschid, nach Bagdad, wo die Märchen aus «1001 Nacht» lebendig sind. Ein orientalischer Rhapsode erzählt sie an der Mauer der grossen Moschee, der Bettlerjunge Ali hört sie fiebrigen Herzens und erlebt sie auf seine eigene Weise. Märchenwelt und Wirklichkeit verweben sich auf seltsame Art. Dieses Ineinanderspielen der beiden Elemente gibt dem Buch seinen zauberhaften Reiz. Blutvolles orientalisches Leben pulsiert vor dem

farbigen Hintergrund der Märchenwelt. Der Ali der Wirklichkeit jagt auf dem Schiff des Seefahrers Sindbad der Märchenlampe Aladdins nach, er sucht das Wunderland und landet auf einer höchst realen Seeräuberinsel, er besteht tausend Abenteuer, bis ihm aus dem Munde eines weisen Derwisches der Sinn des Wunders klar wird. Alis Hoffnung auf die Kraft der Wunderlampe erfüllt sich allerdings anders, als es das Märchen verheisst. In der Fähigkeit, Schein und Wirklichkeit, Wundersames und Reales, Übermenschliches und Menschliches organisch



zu verknüpfen, zeigt sich die starke dichterische Kraft Voegelis. Und eingebettet in die reiche Fülle atemraubender Ereignisse liegen die Goldkörner der Weisheit, liegt versteckt die Forderung nach sittlichem Verhalten: Der Bettlerjunge Ali, der unbedenklich stiehlt, wird die Lampe erst finden, wenn er sich zum ehrlichen Menschen gewandelt hat, das Wunder wird erst geschehen, wenn er wahrhaft im Herzen ist.

«Die wunderbare Lampe» kommt dem Bedürfnis der Jugend nach Spannung und Abenteuer auf gesunde und erzieherisch in jeder Beziehung einwandfreie Weise entgegen. Das Buch vermittelt dem denkenden jungen Leser neben der guten Unterhaltung ethischen Gewinn von bleibendem Wert. Die Sprache ist einfach und passt sich dem Wesen der Geschichte aufs trefflichste an. Sie fliesst leicht und schön dahin und unterscheidet sich in ihrer vornehmen Gepflegtheit wohltuend von dem oft anfechtbaren Deutsch vieler Jugendbücher. Bei aller Lust am munteren Fabulieren überschreitet der Dichter nie die von künstlerischer Zucht gesetzten Grenzen. Nirgends im Verlauf der spannungsgeladenen Handlung appelliert er an niedrige Instinkte, noch buhlt er mit billigen Mätzchen um die Gunst des Lesers.

So stellt das mit dem Jugendbuchpreis der beiden Lehrervereine ausgezeichnete Werk eines jener wertvollen Bücher dar, wie sie nur im harmonischen Zu-

sammenspiel von dichterischer Phantasie und Gestaltungskraft, künstlerischem Gewissen und sittlichem Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Jugend geschaffen werden können.

J. H.

Leseleben aus dem Buch «Die wunderbare Lampe»

Veröffentlicht mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Sauerländer

(Ali hört die Geschichte von Aladdins Wunderlampe)

Ali zwängte sich zwischen Männern durch. Eine Menge drängte sich vorwärts: magere Beduinen; gelbhäutige Türken mit dicken Bäuchen; vornehme Perser mit blassen Gesichtern und Gassenvolk in schmutzigen Lumpen.

«Hört die Geschichte!»

Ali hoffte auf einen günstigen Platz; aber er blieb hilflos hinter breiten Männerrücken.

«Hört die Geschichte Aladdins!»

Der kleine Bettler konnte den Märchenerzähler nicht sehen. Am Klang der Stimme aber hörte er, dass es Mustafa war, der sich anschickte, dem Volk auf dem Marktplatz die Geschichte Aladdins vorzutragen. Mustafa! Der beste Märchenerzähler in Bagdad!

«In China lebte ein Schneider — — »

Ali zappelte; er hätte gerne zugesehen. Mustafa hatte eine Art, seine Geschichten mit geheimnisvoller Handbewegung einzulegen.

« — — der war arm. Er hatte eine Frau. Und sein Sohn hieß Aladdin — — »

Die Stimme des Märchenerzählers tönte jetzt gleichmäßig. Fliessend trug sie Wort um Wort über die Köpfe der Zuhörer hin. Schnell entrollte sich die Geschichte — so rasch, wie eben ein guter Märchenerzähler sein Märchen vorträgt. Ah! Mustafa war ein erfahrener Meister; meisterlich verstand er sein Handwerk. Einförmig hob und senkte sich seine Stimme. Klar traf jedes seiner Worte die Ohren. Und so, wie alle Märchenerzähler im alten Orient taten — genau so hüttete er sich vor jeder starken Betonung.

Allmählich kauerten sich die Leute auf die Strasse nieder. Endlich hockten auch die beiden breiten Rücken hin, die Ali jede Sicht verwehrten. Jetzt konnte er den Märchenerzähler sehen.

Mustafa sass auf einem roten Wolltuch vor einer weissgefärbten Mauer. Er kehrte das Gesicht dem Halbkreis seiner Kunden zu, die wortlos lauschten. An besonders eindrücklichen Stellen der Geschichte ließ ein Murmeln rundherum; dann schwankten die Köpfe hin und her. Mustafa hob seine schwarzen Arme; und seine Stimme klang heller, schärfer als zuvor.

«Als die Witwe sah, dass ihr Sohn Aladdin — — »

Der Schneider — dachte Ali — ist also inzwischen gestorben. Er schüttelte sein Haar und lachte: Das habe ich verpasst.

«Eines Tages kam ein Fremdling und fragte den Knaben Aladdin — — »

Der kleine Bettler hockte im Staub; er hörte bloss noch mit einem Ohr auf das, was Mustafa sagte. Während das Märchen seinen Lauf nahm, musterte Ali die beiden Rücken, die vor ihm sassen. Breit waren sie — wie gesagt. Über den einen dieser Männerrücken spannte sich eine gelbe Weste von teurem Stoff. Der andere Rücken wurde von einem rostroten Mantel verhüllt. Und gerade dieser rostrote Mantel war es, der Ali von des Märchenerzählers Stimme ablenkte.

Dieser rostrote Mantel hatte nämlich an der rechten Seite einen Schlitz. Durch die Öffnung konnte man unter den Stoff langen. Wie der feiste Herr sich nun so hingekauert hatte, um in aller Ruhe das Märchen von Aladdin zu hören — — klaffte eben der Schlitz in seinem Mantel. Ali konnte von hinten in diese Öffnung blicken. Was er dort unter dem rostroten Tuche sah, das fesselte ihn mehr als das, was mit Aladdin im fernen China geschah. Erst gab es da ein dunkelbraunes Stücklein Leder. Das gehörte zum Gürtel, der der fette Herr um seinen Bauch trug. Außerdem konnte man auch noch ein halbrundes Endchen Silber sehen — ein netter Halbmond von Silber war das.

Nichts weiter als der runde Rand eines Dirham.

— — der Fremdling aber war ein Zauberer, der von Afrika bis nach China gereist war. Er sagte zu Aladdin: „In

dieser Höhle werde ich dir, mein Sohn, merkwürdige Dinge zeigen!“ Er schlug Feuer. Und wie die Flammen aufloderten — — »

Mustafa, der alte Mustafa war ein Meister seines Fachs! Ein ganz grossartiger Märchenerzähler in Bagdad war er. Wie er nun schilderte, was geschah, als der afrikanische Zauberer vor Aladdins Augen ein Feuer gemacht — — da bebten seine Zuhörer vor Staunen. Sie sagten: «Ah!» Sie sagten: «Oh!» Sie wackelten mit ihren Köpfen. Der fette Herr im rostroten Mantel, der wacktelte ganz besonders stark. Darum spürte er die flinke Hand nicht, die in den Schlitz seines Mantels langte.

«Aladdin sprang in die Höhle und stieg die Stufen hinab — — » sagte Mustafa. Er hob beschwörend die Hand und liess sie wieder sinken.

Ali nickte.

«Er fand in dieser Höhle alles so, wie es der afrikanische Zauberer gesagt — — » erzählte Mustafa und bewegte die Rechte im Takt seiner Worte.

Ali nickte wieder. Mustafas Singsang in den Ohren betrachtete er die klaffende Öffnung im rostroten Mantel und das Lederstück des Gürtels. Er fragte sich, wie manchen Silberdirham so ein feiner Herr wohl auf sich herumtragen mochte.

«Nun sass Aladdin in der finstern Höhle gefangen — » erzählte der alte Mustafa. «Umsonst rief er um Hilfe in seiner Not. Vergeblich rang er die Hände. Doch unversehens rieb er die Lampe aus Kupfer, die er dem Zauberer aus der Höhle hätte ans Tageslicht bringen sollen. Da zischte ein Blitz. Ein heftiger Donner rollte. Aus schwarzen Qualm stieg ein Geist empor.»

Ali schauderte.

(Ali ist mit Sindbad auf grosser Fahrt. Die vermeintliche Wunderinsel taucht auf).

Und das schlanke Schiff, die schnittige Dau des grossen Sindbad, lief südwärts und südwärts — — weil es die Zeit der günstigen Winde war.

Es gab keinen Sturm. Es gab keine Meuterei. Kein Kapersegel kam am Horizont herauf. Und nach vielen Tagen herrlicher Fahrt krähte Ali, der oben am Mast den Ausguck hielt:

«Land! — Land! — Land liegt voraus!»

Die Füsse der Matrosen polterten wie Donner über Deck. Und Sindbads Stimme frohlockte:

«Das ist Qalah! Herunter, kleiner Freund! Du hast Qalah mit deinen Augen gesehen!»

Ein alter Matrose kletterte die Strickleiter hoch, auf das luftige Sitzbrett. Er hatte auf Unterwasserklippen und Widerströmung, auf Sog und Wirbel aufzupassen. Unterdessen standen alle Mann an den Seilen zum Brassen bereit. Der grossen Sindbad brauchte nur zu winken.

Um Mittag fiel der Wind allmählich in sich zusammen. Das Schiff kroch kaum noch voran. Aber es zeigte sich auch keine gefährliche Strömung gegen die Felsen. Sie waren jetzt so nahe heran, dass sie die Vogelwolke sehen konnten, die über dem Eiland wie ein Nebel stieg und sank.

«Ich rieche das Land», sagte Ali und spreizte die Nasenflügel.

Sindbad lachte. «Das ist Qalah, kleiner Freund! Bald wirst du nach der Wunderlampe graben.»

(Ali kehrt nach Bagdad zurück zu der alten Bettelfrau, die er für seine Grossmutter hält.)

Er fasste die alte Lampe, die auf dem Tischchen stand. Es war ein verbeultes und schmutziges Ding aus Kupfer — ein Ding, das genau so zu Alis Erinnerung gehörte wie seine beiden eigenen Füsse. Soweit zurück sich der Bursche auch besann, immer war diese Lampe da gewesen. Nacht für Nacht hatte an ihrem gebogenen Schnabel ein russendes Flämmlein geflackert, mit erbetteltem Öl gespeist.

Ali wog das Lampending nachdenklich in der rechten Hand — —

Augenlinke danach kam die Bettelfrau gebückt von der Gasse her. Sie trug ein flaches Brot im Tuchzipfel. Sie fand Ali kniend auf dem nackten Boden. Die Lampenflamme brannte; der Widerschein zuckte in seinen grossen Augen.

Ein Narr — dachte die Alte — wusste ich es doch, dass er ein Narr ist! Hockt da und verschwendet Öl am helllichten Tag! Der zahnlose Mund öffnete sich und schnappte hörbar wieder zu, als der Bursche fragte:

«Wo hast du diese Lampe her?»

Jetzt kicherte sie. Ein Narr! Wahrhaftig nur ein Narr! Und sie begann halblaut eine unklare Zauberformel, einen Bannspruch, den man damals in Sawâd gegen Unheil und böse Geister murmelte, wenn sie einen Menschen zum Narren machten. Danach sagte sie:

«Diese Lampe brachte deine Mutter mit aus Basra, als sie dich, mein närrischer Enkel, in die Stadt des Heils trug. Sie starb — sie, meine gute Tochter, und du bleibst mir — du — das Geschenk eines Seefahrers — du — ein Narr! O mein armer Enkel!»

Der Mund klappte zu.

«Oh — — » sagte Ali gedehnt.

Die Flamme brannte jetzt ruhig am kupfernen Schnabel. Geruch verbrannten Öls drang in seine Nase; aber er spürte es nicht. «— nur wenn du wahrhaft bis — — » hatte der Sufi gesagt «— nur dann allein wird das Wunder geschehen — — »

Er schloss die Augen und dachte: Bin ich wahrhaft?

(Ali entschliesst sich, in den Palast des Kalifen zu gehen, wo das erhoffte Wunder geschieht, wenn auch anders als im Märchen.)

Er dachte an das schöne Mädchen im Garten des Kalifen. Jenem Mädchen hatte er die Wunderlampe versprochen. Falls nun diese Lampe da zwischen seinen Knien — falls das die Wunderlampe war — so gehörte sie eben jenem Mädchen mit den grossen schwarzen Augen. Alsdann musste er sie hintragen, ob er wollte oder nicht. Er hatte ihr das versprochen. Sie hatte ihn zwar für einen Dschin gehalten; aber er wusste ganz gut, dass dieser Irrtum nichts zu bedeuten hatte. Entweder — dachte er — bin ich wahrhaft: dann wird aus dieser Lampe die Wunderlampe Aladdins — und dann muss ich sie verschenken! Oder ich behalte sie: dann bin ich nicht wahrhaft — und die Lampe wird sein, was sie immer war: eine ganz gewöhnliche, zerbeulte Kupferlampe!

Er trat in das offene Tor und trug die Lampe in Händen.

Der Hof lag breit und langgestreckt; Licht flimmerte über den farbigen Fliesen. Links und rechts lösten sich Soldaten aus den Mauerschatten, wie die Vogelschwärme von der öden Insel Mullak; sie kamen daher und wollten dem Knaben den Weg zum Palast verwehren; sie heulten, warfen die Arme hoch und rannten.

Im gleichen Augenblick trat ein Mann am entferntesten Ende des Hofes aus dem Schattengewölbe von Säule und Bogen. Gleichzeitig fuhren Hornstösse langgezogen durch die Luft. Da rasselte es: die Soldaten fielen zu Boden und beugten die Nacken.

Der Mann aber winkte dem Knaben mit beiden Händen. Da lief er, die alte Lampe fest an die Brust gepresst.

Jener Mann war Harun al Raschid, der Kalif. Und hinter ihm kam ein weisser wallender Bart aus dem Schatten in den Sonnenschein.

«Ehrwürdiger!» keuchte der Knabe. «Da — da ist sie — » er sank auf einer roten Steinfliese in die Knie und streckte die kleine verbeulte Lampe dem Weissbart mit beiden Händen entgegen. «Nimm sie — betrachte sie — Ehrwürdiger — die wunderbare Lampe!»

Der alte Mann lächelte.

Der Kalif trat herzu, beugte sich nieder.

Da sagte der Knabe: «Oh Herr — dies ist die Wunderlampe aus dem Märchen — sie erfüllt jeden Wunsch, wenn sie kräftig mit der Hand gerieben wird — aber sie gehört nicht mir! Sie gehört einem Mädchen, das braun und zierlich in deinem Garten am Tigris war — vor drei Tagen — einem Mädchen in gelber Seide!»

«Jenes Mädchen — » sagte Harun al Raschid, «—ist die Prinzessin von Peshawarun. Ein Dschin versprach ihr die Lampe Aladdins.»

«Ja — ja — » sagte der Knabe verlegen, «— das war eine Lüge — es war kein Dschin — — »

«Die Prinzessin von Peshawarun wartet auf dich seit jener Stunde!» sagte der Kalif und fasste seine Hände. «Steh auf, königlicher Freund meiner Augen!»

Besprechung von Jugendschriften

Vom 7. Jahre an

HAASIS CHRISTEL: *Vickys Geburtstagflug*. Rascher-Verlag, Zürich, 1953. 156 S. Leinen, Fr. 14.55.

Ein kleines Mädchen macht im Traum mit einem Blumenelf einen nächtlichen Ausflug. Im Garten, am Teich, auf der

Wiese, im Kornfeld, auf dem Kartoffelacker, im Wald, am Waldsee lernt es Lebewesen aller Art kennen und lieben. Wohl huschen und tanzen die Elfen in ganzen Schwärmen durch diesen Kindertraum, und doch ist er nicht traumhaft genug, um ein Kind zu beglücken. Im Bestreben, fortwährend zu belehren, kann eine reine Märchenstimmung schwerlich aufkommen. Zudem sind diese Belehrungen recht oberflächlich, zum Teil sogar unrichtig. So wird z. B. die Blindschleiche als Schlange bezeichnet. Die Sprache lässt den dieser Traumwelt angemessenen poetischen Reiz vermissen. Die mannigfältigen Lebewesen erscheinen in ihrem ganzen Gehabent allzu sehr vermenschlicht. Das kommt besonders deutlich in den Illustrationen nach Scherenschnitten zum Ausdruck, wo die Elfen aussehen wie leibhaftige Balletteusen. Immerhin leuchtet hin und wieder ein guter Einfall auf, und die erzieherische Absicht, die Liebe zur Natur zu wecken, ist loblich. F.W.

VOGEL EMMA UND ELISE: «*Chindezyt — schöni Zyt*». «*Zürütütschi Chindevers*». H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1952. 96 S., kart. Fr. 4.90.

Ohne dass die netten Mundartverse in ihrem Werte herabgesetzt werden sollen, dürfen wir sie wohl am besten bei der «Gebrauchspoesie» einreihen. Als Ergänzung zur Fibel und andern Gedichtsammlungen wird die Lehrerin für ihre Erstklässler gerne das eine oder andere der lebensfrohen Gedichte der «Chindezyt» entnehmen und es, dort wo es nötig ist, in die Mundart ihres Wirkungsortes übertragen. «Summervögeli, wart mer au, ass di chly cha gschau, möcht die schöne Farbe geseh, die rote und die blaue!» Die Reinhart-Verse flattern uns freilich in die Stube, wenn wir in den «Chindezyt» den Spruch lesen: «Summervögeli, las di fange / Hesch, i tue der gewüss nüd wee / Möcht nu dyni fyne Flügel / Ganz vo nööchem gsee.»

Klang und Rhythmus vieler Gedichte dieser anspruchslosen Sammlung erinnern — im guten Sinne — an alte liebe Kinderlieder, und der sprudelnde Humor ist schuld, dass wir alle kritischen Einwände gerne vergessen! A.F.

VOLBEHR THEODOR: *König Bob, der Elefant*. Tiere Märchen aus dem Innern Afrikas (22. der Blauen Bändchen). Hermann Schaffstein, Köln, 1950. 88 S., kart.

Ein Elefant entflieht der Gefangenschaft und Arbeitsfront und rettet sich auf eine Strominsel, wo er als der Grösste und Stärkste den andern Tieren hilft gegen allerhand Raubzeug. Er wird ihr König und errichtet ein Reich des Friedens. Das Märchen erschien schon 1908 und wurde nun neu herausgegeben. Es hat die beinahe 50 Jahre gut überstanden und wirkt auch heute noch auf Kinder und Erwachsene recht sympathisch. Viele zarte, klare Federzeichnungen beleben es. Es ist in Deutschland für den Gebrauch in Schulen genehmigt vom zuständigen Kultusministerium. M.B.

Vom 10. Jahre an

BRUIJN COR: *Gretchen und Grotchen*. K. Thienemann Verlag, Stuttgart, 1952. 112 S. Halbleinen, Fr. 6.60.

Die Geschichte beginnt mit der Versicherung, dass sie wahr und nicht nur ausgedacht sei. Das ist zwar weder in den Augen erlebnishungriger junger Leser noch überhaupt eine Empfehlung, denn der Wert einer Erzählung hängt ja nicht von ihrer äussern, sondern von der innern Wahrheit und Dichte ab; nicht wie weit es in der baren nackten Wirklichkeit, sondern eher wie weit es über dieser steht, ist für ein Werk wesentlich. Wir dürfen aber das vorliegende Buch 8—12jährigen Kindern trotzdem freudig in die Hand drücken, und besonders die Mädchen werden es auch gerne lesen. Ähnlich wie in den «Turnachkindern» erleben wir in dieser Geschichte die Herzlichkeit eines gemütvollen Hauses, das seine Liebe auch auf die Tierwelt ausdehnt. So wird Grotchen, ein freilebendes Eichhörnchen, der besondere Liebling des neunjährigen Grietchens, das für das Tierchen sorgt und bangt und es zuguter Letzt auch ehrenvoll bestattet. Emmy Claire Haag hat die lebendig geschriebene Erzählung hübsch illustriert. R.R.

TETZNER LISA: *Märchen der Völker*. 270. der Blauen Bändchen. Auswahl aus einer früheren Reihe. Hermann Schaffstein, Köln, 1951. 64 S., kart.

Zehn Märchen aus sieben Ländern oder Völkern bilden die Auswahl aus sieben früheren Blauen Bändchen mit fremdländischen Märchen. Das vorliegende Bändchen wurde vom Niedersächsischen Kultusministerium für den Schulgebrauch genehmigt. Weil Märchen, echte Märchen, doch als Ausdruck der Volksseele gelten dürfen, röhren die fremdländischen Märchen vielfach an stumme Saiten. Eine Auswahl muss deshalb besonders für Kinder recht vorsichtig getroffen werden. Das ist hier der Fall, und das Bändchen könnte in auch

unsern Schulen gelegentlich Verwendung finden. Es enthält auch das irische Märchen von Fingerhütchen, also die Fabel zu Meyers gleichnamigem Gedicht.

M. B.

DENNBORG HEINRICH MARIA: *Der grosse Zirkus*. Rascher-Verlag, Zürich, 1952. 111 S., brosch. Fr. 2.50.

Die vorliegende Erzählung aus «Raschers billigen Jugendbüchern» führt den jugendlichen Leser mitten hinein in die schillernde und prickelnde Welt des Zirkus. Ein glücklicher Zufall will es, dass am selben Tage, da dem Inhaber des kleinen Familienzirkus Badoni der Sohn Carlo geboren wird, auch ein Pony das Licht der Welt erblickt. So wächst Carlo in enger Gemeinschaft mit dem Pony und andern Zirkustieren auf, arbeitet schon früh in der Arena und kommt dann zu einem berühmten Zirkusreiter in die Lehre. Als «Cowboy und Sohn» treten die beiden in grossen Unternehmungen der ganzen Welt auf. Zum Jüngling herangewachsen, geht Carlo auf Tierfang nach Sumatra und kehrt als Zwanzigjähriger mit dem festen Plan zurück, einen eigenen Gross-Zirkus zu gründen. Mit der Unterstützung eines reichen holländischen Tierhändlers gelingt ihm das auch: Nach wenigen Jahren harten, zähen Ringens steht Carlo Badoni an der Spitze eines Riesenzyrkus, der Weltruf geniesst.

Besonders gut gelungen ist der Anfang der Erzählung; mit wenigen Strichen ist da ein Stück echter Zirkusatmosphäre eingefangen. Später wird die Handlung dann freilich in allzu eiligem Tempo vorgetragen; die Folge hiervon ist, dass einiges in der Schilderung des beinahe märchenhaft anmutenden Aufstieges unglaublich wirkt. Im ganzen aber ist «Der grosse Zirkus» ein sympathisches Jugendbuch, einfach und schlicht in Sprache und Aufbau, sauber auch in Gesinnung und Haltung. Helmar Becker steuerte eine Reihe hübscher Federzeichnungen bei.

H. A.

Vom 13. Jahre an

BAUER WALTER: *Die Freunde und die Falken*. Herm. Schaffstein, Köln, 1940.

Die Freunde: das sind vier deutsche «Jungen», die den alltäglichen Schulbetrieb sowie ihre Freizeit grösstenteils gemeinsam erleben. Auch Eltern, Lehrer und ein alter, weitgereister Vagabund treten in den Kreis der Burschen. Auf einer Ferienreise lernen die Freunde zwei in einem bayrischen Dorfe lebende, berühmte Flieger — die Falken — kennen. Das Buch enthält fraglos hübsche und gutgemeinte Partien, als Ganzes aber ist es nicht nach unserm Geschmack. Der Faden der Erzählung ist schlecht gesponnen. Einzelne Kapitel — merkwürdigerweise gerade die gestalterisch einigermassen annehmbaren — sind überhaupt nicht in den Gesamtrahmen der Handlung eingebaut. Stellenweise macht sich zwischen den Zeilen dieses 1940 erschienenen Büchleins etwas von jenem Ungeist breit, dessen Auswirkungen wir zur Genüge kennen. Es ist unsere Pflicht, alles zu bekämpfen, was die Jugend ödem Kraftmeiertum, geistlosem Sportheldenkult und überheblicher Grossmäuligkeit ausliefern möchte. Von solch zweifelhaften Vorbildern ist — wenigstens für unser Empfinden — das vorliegende Buch nicht völlig frei. Für deutsche «Jungens»: meinetwegen; für Schweizer Buben ein entscheidendes Nein!

H. A.

BERGIEN ALFRED: *Von Kindern und Tieren*. 263. der Blauen Bändchen. Hermann Schaffstein, Köln, 1951. 80 S. kart.

Liebenswürdig, ansprechend und gewandt werden elf Geschichten erzählt. Sie sind für Deutschland vom zuständigen Kultusministerium für den Gebrauch in Schulen genehmigt und werden dort hoffentlich eifriger Leser finden. Leichte Federzeichnungen bereichern das Büchlein.

M. B.

ESCHMANN ERNST: *Cilli's Glück*. Rascher-Verlag, Zürich, 1953. 305 S., geb. Fr. 7.80.

Um es gleich vorwegzunehmen: Das Buch hat mir eine Enttäuschung bereitet. Cilli ist das Töchterchen eines armen Schusters. Die Familie lebt in dürftigen Verhältnissen. Der Vater ist ein Musiker und auch die Kinder sind sehr begabt. Die Musik vergoldet ihnen das kärgliche Leben. Kaum der Schule entwachsen, kommt Cilli als Hilfe und Gesellschafterin ins Haus eines Universitätsprofessors. Dort wird ihre Stimme entdeckt. Nun geht alles fast von selbst. Cilli erhält Unterricht und arbeitet fleissig. In erstaunlich kurzer Zeit kann sie sich sogar selbst durchbringen und sich nebenbei zur Schauspielerin und Sängerin ausbilden. — Die Handlung wirkt zeitweise etwas konstruiert und überzeugt nicht. Die Erfolge und Glücksfälle stellen sich gar zu leicht ein.

Sehr bemühend und störend aber wirken die zahlreichen grammatischen und stilistischen Unrichtigkeiten und Un-

genauigkeiten, die dem Verfasser unbegreiflicher Weise entgangen zu sein scheinen.

Wd.

GÖBELS HUBERT: *Heiko im Karwendel*. Rascher-Verlag, Zürich (Raschers billige Jugendbücher). 1952.

Die Geschichte lässt sich recht gut an, und wahr soll sie auch noch sein. Frisch und lebendig erzählt der Verfasser von einem 15jährigen frohmütigen Jungen aus Emden, der auf einer Ferienwanderung in der Geigenstadt Mittenwald zufällig mit Luis Trecker zusammentrifft und ihm während Wochen bei den Aussenaufnahmen zu einem Film behilflich sein darf. Er gewinnt dabei Einblick in ein unbekanntes Gebiet menschlicher Arbeit und lernt erkennen, wie unendlich viel es braucht, um einen Film zu drehen. Soweit wäre alles gut und recht. Dann aber steigen auf einmal Bedenken auf. In den Gesprächen wird manchmal ein Ton angeschlagen, der widerlich klingt. Der Aufnahmeleiter erstrahlt in einem Licht, dass man ihn für einen Abgott halten könnte. Und dann der Film, der hier gedreht wird! Eine Schmugglergeschichte schaurigster Art, aufgeplustert mit allem erdenklichen Drum und Dran, zubereitet für ein Publikum, das naiv genug ist, darauf hereinzufallen. Und für ein solches Unternehmen lässt sich Heiko so begeistern, dass er seine Ferien drängt. Alle Achtung vor jugendlicher Begeisterungsfähigkeit! Dieses Buch aber wird abgelehnt, weil es Begeisterung erwecken will für eine unmögliche Sache.

F. W.

IMOBERSTEG ERNST: *Die Taten Gottes*. Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich. 1951. Fr. 15.80.

Das grosse Werk der «biblischen Geschichten für die Jugend erzählt», von Pfarrer Ernst Imobersteg, wird hier mit dem dritten Band, der das Passionsgeschehen und die Apostelgeschichte umfasst, abgeschlossen. Es geht dem Verfasser darum, den biblischen Text in einer dem jugendlichen Verständnis angepassten Sprache wiederzugeben und auszulegen, wohl wissend, dass die Taten Gottes nie mit dem Verstand erfasst, sondern nur geglaubt werden können. Es berührt sympathisch, dass er davon abstieht, Unerklärliches erklären zu wollen. Man spürt, wie ernst es ihm mit seinem Anliegen ist, zum Glauben an Christus aufzurufen. Wie er selber sagt, wendet er sich mit diesem Werk an Jugendliche, Sonntagschulhelfer, Lehrer und Eltern. Im Religionsunterricht kann es jedenfalls gute Dienste leisten, ein Jugendbuch aber ist es kaum.

F. W.

IMOBERSTEG ERNST: *Das Kommen Gottes*. Die frohe Botschaft der Jugend erzählt. Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich. 1950. Fr. 12.50.

Als Nichttheologe ist man ein wenig geniert, ein Buch zu besprechen, das vom «Kommen Gottes» in Christus handelt. Der Umstand, dass — wie hier — die «frohe Botschaft der Jugend erzählt» wird, macht die Sache keineswegs leichter. Im Gegenteil! Sich allzu sorglos an Jesus heranzuwagen, ist ja ganz allgemein gefährlich; und wenn der Verfasser im Geleitwort seines Buches im besonderen noch betont, das Neue Testament sei nun einmal kein «Jugendbuch», so hat er ja selbst die ganze Problematik eines solchen Unterfangens angedeutet. So ist man denn eher erstaunt über die Tatsache des trotzdem ausgeführten Werks als über die Feststellung, dass aus dem zweiten Band, enthaltend den ersten Teil der neutestamentlichen Geschichten, *kein* Jugendbuch geworden ist. Das bedeutet in diesem Fall nicht ein Werturteil, sondern erhärtet viel mehr die erwähnten Schwierigkeiten. Vor allem die Darstellungen der Bergpredigt und der Gleichnisse sind mit vielen allzu langen Erklärungen und Kommentaren belastet, die wie schriftlich niedergelegte Predigten wirken und — selbst wenn es gute wären — nicht in ein Jugendbuch gehören. Unterweisungen über derart heikle Themen können — den begabten und erfahrenen Methodiker vorausgesetzt — mit dem *gesprochenen* Wort viel lebendiger, packender und somit auch wirksamer gestaltet werden. So bleibt noch die zweite der vom Verfasser gemeinten Zweckbestimmungen des Buches: «Leitfaden» in die Hand jener, die die heranwachsende Jugend näher an die Grundwahrheiten christlicher Lebensgestaltung heranführen möchten. Als Wegleitung für Religionslehrer aber füllen Imoberstegs Bücher eine spürbare Lücke aus und wird auch der vorliegende zweite Band zweifellos viele dankbare Benutzer finden. — Leider liess es der Verfasser oft an der nötigen Sorgfalt im Sprachlichen mangeln, was zwei von vielen Beispielen zeigen sollen: «An einen Pfosten gelehnt, schauten ihre (Marias) Augen in die Weite...» (S. 21). «Der königliche Finanzminister mit seinen Schreibern sass an breiten Tischen...» Auch die Satzzeichensetzung ist nicht in Ordnung.

H. A.